



Christoph Bangert war bei der World Press Photo Ausstellung im Depot zu Gast, um über seine Arbeit als Fotograf in Krisengebieten zu sprechen. Er selbst hatte zuletzt 2008 ein Bild in der Ausstellung. Hier steht er neben dem Foto (links) von Matic Zorman, das in der Kategorie Menschen den ersten Platz belegt hat.

RN-FOTO SCHÜTZE

„Ich kann den Krieg nicht beenden“

Christoph Bangert hat in Dortmund Fotodesign studiert und arbeitet heute als Fotograf vor allem in Krisen- und Kriegsregionen. Diese Woche war der 38-Jährige bei der Ausstellung „World Press Photo“ im Depot zu Gast, um über seine Arbeit zu sprechen. 2008 gehörte er zu den Preisträgern. Jetzt hat er ein neues Buch veröffentlicht – mit den Bildern vom Krieg, die bisher nirgends veröffentlicht wurden.

2014 hat Christoph Bangert mit dem Buch „War Porn“ (Kriegs-Porno) schreckliche und grausame Bilder veröffentlicht – von Verletzten, Gefolterten und von Leichen. Jetzt zeigt er in „Hello Camel“ (Hallo Kamel) Fotos, die fast witzig erscheinen von Dixie-Klos einer Militärbasis in Afghanistan und Soldaten, die zum ersten Mal in ihrem Leben ein Kamel sehen. RN-Redakteurin Jennifer Kotte hat mit ihm über seinen journalistischen Auftrag, den Krieg und die Bilder gesprochen, die von Zeitungen nicht gedruckt werden. Nur über sich selbst spricht er nicht so gerne: „Wichtig ist doch, dass diese Arbeit gemacht wird, nicht wie ich damit emotional klar komme.“

Medien wollen die Fotos ihrer Bücher nicht zeigen. Warum war es Ihnen so wichtig, diese Bilder doch zu veröffentlichen?

Für mich gibt es zwei markante Eigenschaften von Krieg: den Horror und die Absurdität. Der Horror ist das unbeschreiblich Schreckliche und die Absurdität das, was kurios und fast lustig ist. Aber nur fast. Im ersten Buch „War Porn“ ging es um den Horror, „Hello Camel“ handelt nun von der Absurdität. Diese beiden Eigenschaften sind in der Öffentlichkeit und in vielen Medien unterrepräsentiert.

Der Horror ist zu grausam und die Absurdität wird auch nicht gedruckt, weil es Alltag zeigt, dass die Leute sich vor Ort trotz allem Normalität schaffen. Wir in Deutschland zeigen den Krieg meist als Drama mit Soldaten im Kampf, Panzern und Explosionen. Das ist auch alles richtig, aber es ist viel mehr da als das. Krieg ist vielschichtig, verwirrend und irritierend.

Wie sind die Reaktionen von Zeitungsredaktionen, wenn sie Bilder schicken, die nicht das Drama, sondern Horror und Absurdität zeigen?

Oft gibt es gar keine Diskussion. Da heißt es dann, „Das können wir nicht drucken,

das weißt du ja.“ Dazu muss man sagen, ich schicke die Bilder an die Medien, obwohl ich tatsächlich weiß, dass sie sie nicht veröffentlichen werden. Es ist auch ein bisschen Trotz dabei. Die Redaktion soll sehen, was vor Ort passiert. Und ich möchte die Entscheidung, veröffentlichten oder nicht, auch nicht alleine tragen.

Gibt es denn Bilder, die auch Sie zu grausam finden, um sie der Öffentlichkeit zu zeigen?

Ich habe da selbst keine Grenze. Sicherlich ist nicht alles für die Tageszeitung geeignet. Der Kontext, in dem die Bilder gezeigt werden, muss stimmen. Das kann in einem Museum, in einer Ausstellung oder in einem Buch sein. In „War Porn“ hat das mit den grausamen Bildern funktioniert. Denn beim Buch habe ich als Betrachter die Kontrolle. Kaufe ich das Buch überhaupt, welche Bilder schaue ich mir an, bei welchen blättere ich weiter ...

Sie sagen von sich selbst, dass die ehrliche Dokumentation der Anspruch ihrer Arbeit ist. Wie meinen Sie das?

Meine Idee ist, das Bild vom Krieg breiter zu machen, sodass es differenzierter wird. Ehrlichkeit ist dabei wichtig, weil wir, wie ich finde, nicht wahrheitsgetreu berichten können, sondern immer nur so, wie wir es erlebt haben. Meine Bilder können nicht objektiv sein, aber das ist nicht schlimm. Sie zeigen die Situation, so wie ich sie erlebt habe. Ich führe ja niemanden in die Irre.

Kommt das denn vor, dass Leute durch Bilder oder Berichte in die Irre geführt werden – also quasi unehrliche Dokumentation?

Wenn die Kollegen sich an dem orientieren, was ihnen passiert und keine vorgefertigte Idee haben, dann nicht.

Ich habe aber auch Kollegen erlebt, die ihren Artikel schon im Flugzeug schreiben. Auf dem Hinflug. Und vor Ort da sagen sie dann, „ah ja das stimmt und das stimmt und das ist auch so“. Sie haben eine Idee in ihrem Kopf, mit der sie loslaufen und dann zeigen oder schreiben sie nur das, was zu dieser Idee passt. Das ist nicht nur unehrlich, sondern auch Selbstzensur.

Sind viele ihrer Bilder also deshalb so grausam, weil sie ehrlich sind?

Ja, die Ehrlichkeit bringt die Grausamkeit mit. Viele fragen sich, ob das moralisch vertret-

bar ist. Es gibt die Meinung, es sei unmoralisch, wenn man Opfer von Kriegen und Gewalt im Bild zeigt, weil die Opfer durch das Betrachten noch einmal zum Opfer werden. Aber ich möchte ehrlich berichten und finde es daher unmoralisch, solche Bilder nicht zu zeigen. Aber ich fotografiere niemanden, der nicht fotografiert werden will – genauso wenn Angehörige es nicht möchten.

Gibt es denn Situationen, in denen Ihnen das Fotografieren unmoralisch erscheint?

In manchen Situationen muss ich mich richtig über-

winden zu fotografieren, weil es so schrecklich ist, dass ich am liebsten wegläufte würde. Es kommt sogar überraschend oft vor, dass ich zögere, bei verletzten Kindern im Krankenhaus zum Beispiel. Aber die Menschen vor Ort, Betroffene und Angehörige wollen, dass ich die Situation dokumentiere, „machen Sie Ihre Arbeit“ heißt es dann.

Was erhoffen sich die Betroffenen vor Ort davon?

Sie hoffen auf Veränderung, Verbesserung. Sie denken, wenn die Menschen im Heimatland des Fotografen diese Bilder sehen, wird der Krieg

beendet. Diese Hoffnung wird meist jedoch enttäuscht. Das ist das große Dilemma. Mein Anspruch ist, den Krieg zu

dokumentieren, die Bilder zu veröffentlichen. Ich kann den Krieg nicht beenden. Wenn man das als Journalist anders sieht, wird man verrückt. Ich helfe nicht und das weiß ich.

Was war ursprünglich der Reiz für Sie in Kriegs- und Krisenregionen zu arbeiten, die andere Menschen meiden?

Ich wollte etwas Großartiges machen, ausbrechen. Halb war es Journalismus, halb das Abenteuer, das mich antrieb. Ich denke, es ist fast dieselbe Motivation wie bei jungen Soldaten, der gleiche Drang nach Gefahr. Aber mit der Zeit wurde bei mir der Abenteuergedanke weniger und der Journalismus mehr.

Im Irakkrieg waren Sie für die New York Times insgesamt neun Monate. War es danach schwierig, in unsere deutsche Wohlstandsgesellschaft zurückzukommen?

Ja, das Zurückkehren ist viel schwieriger, als vor Ort zu sein. Im Irak hatte ich viel Arbeit, war sehr konzentriert und hatte nicht viel Zeit zum Nachdenken. Das Kuriose ist, die Arbeit macht Spaß, sie erfüllt einen. Andere fragen dann: „Spaß? Aber das ist doch ganz schrecklich, was du da machst.“ Die Zeit im Krieg zeigt zugleich das Allerschlechtesten und das Allerbesten der Menschen. Der Pegel schlägt voll aus, alles ist extrem. Zuhause bewegt sich der Pegel kaum, fast gar nicht. Und daran muss man sich gewöhnen. Man muss Energie aufbringen, um auch die kleinen Sorgen wieder ernst nehmen zu können.

Und wie schaffen Sie das?

Ich mache längere Pausen, bin bei meiner Familie. Veröffentlichliche in der Zeit meine

Bilder, arbeite an den Büchern und vor allem spreche ich über die Bilder, halte Vorträge. Es ist schlimm, wenn Kollegen nicht mehr Zuhause, sondern nur noch in der Extreme leben können und dann auch dort bleiben. Aber mir geht es gut, würde ich sagen. Ich habe auch bisher keine komischen Ticks oder Zuckungen (lacht).

Wie sieht denn ihr Alltag aus?

Rasen mähen, Müll rausbringen ... Ach so, im Ausland (lacht): Unheimlich wichtig sind die sogenannten einheimischen Fixer. Sie sind die eigentlichen Helden, sie machen alles: übersetzen die Sprache, erklären die Kultur, kennen die Gegebenheiten vor Ort. Aber es ist in den Krisengebieten nicht so gefährlich, wie manche es sich vorstellen. Das heißt, es gibt Bürgerkriege, Entführungen und Bombenexplosionen, aber keine Front, wie bei den Weltkriegen. Um sich sicher bewegen zu können, sollte man vor Ort auf seinen gesunden Menschenverstand und auf die Einheimischen hören.

Sind Sie selbst schon einmal in gefährliche Situationen geraten?

Ja, aber ich versuche, das Thema zu umschiffen. Denn es ist nichts Heroisches dabei, viel eher ist es traurig und man fühlt sich ziemlich einsam. Ja, es gab Situationen, da war es sehr knapp, aber die hatte ich zu Hause beim Motorradfahren auch schon. Diese Woche ist mein Kollege David Gilkey, Fotojournalist eines amerikanischen Rundfunksenders, in Afghanistan bei einem Überfall der Taliban gestorben. Er war ein cooler Typ, jedes dritte Wort von ihm war das englische „man“. Er hätte nicht in Afghanistan sein müssen, aber er wollte diese Arbeit machen. Für ihn war sie sinnvoll und ich denke, er war ein glücklicher Mann.

Der Bildband „Hello Camel“ von Christoph Bangert ist im Kehr Verlag für 39,90 erhältlich.



Ein Kamel wirft einen Blick auf Soldaten während einer Operation in der irakischen Stadt Al-Ba'aj. „Kamele“ rufen die amerikanischen Soldaten immerzu, wenn sie die Tiere sichten, erzählt Christoph Bangert. Daher stammt auch der Titel des Buches.

FOTO BANGERT/SCHÜTZE